Die Deserteure

Autor(en): **C.W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 26

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643763

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Deserteure.

Vom Schweizer Legionär Ch. W.

I.

Die Sonne brennt auf den Wüstensand.
Kein Wölklein flimmert am Himmelsrand,
Kein Lüftchen regt sich, kein Halm, kein Strauch,
Und über das Steinmeer streicht Todeshauch.
Weh dem, der in diese Einöde sich wagt!
Er büßt mit dem Leben, eh der Morgen tagt!

Da sieh! was wankt dort taumelnd einher?
Zwei Menschen sind's in Waffen und Wehr.
Doch krank scheint der eine, der andre ihn stützt,
Kein Helm vor der sengenden Sonne ihn schützt.
Wenn nicht die Quelle sie heut' noch erreichen,
So werden im Sand ihre Rippen bleichen.

Wer sind die beiden? Was suchen sie hier
In diesem menschenverlass'nen Revier?
Sie bleiben stehen und schauen zurück,
Nicht Hoffnung, nur Angst in ihrem Blick.
Wer sind sie? Was trieb sie auf und davon? —
Deserteure sind es der Fremdenlegion!

„Ich kann nicht mehr!" der Kranke spricht.
Er fällt vornüber auf sein Gesicht.
Und „Wasser!" lallt er, „ich sterbe hier,
Reichst du nicht labendes Wasser mir!"
Die zwanzig Stunden, seit sie geflüchtet,
Kein Bissen, kein Trunk hat sie aufgerichtet.

Der Kranke stöhnt, er atmet schwer,
Sein Freund beugt traurig sich über ihn her.
„Laß mich, ich hier doch sterben muß!
Bring du meiner Mutter den letzten Gruß
Von ihrem armen, verlassenen Sohn,
Den Reue trieb in die Fremdenlegion."

Der andere schweigt und läßt ihn klagen.
Dann tröstet er: „Ich werde dich tragen;
Nicht weit mehr kann die Oase sein,
Ich höre schon der Schakale Schrei'n,
Und wo sich diese Räuber künden,
Werden wir sicher auch Wasser finden."

Er beugt sich nieder und will ihn fassen,
Da sieht er des Freundes Züge erblassen.
Ein Zucken durch seinen Körper geht,
Das kranke Herz jetzt stille steht.
Der Freund drückt ihm stumm die Augen zu
Und bettet ihn dann zur ewigen Ruh.

Noch einen letzten traurigen Blick
Wirft er auf den toten Kameraden zurück.
Bei der untergehenden Sonne Schein
Läuft er ins Ungewisse der Wüste hinein.
Wird er die rettende Quelle erreichen?
Sind's Freunde? werden ihn Feinde beschleichen?

II.

Die Nacht ist plötzlich hereingebrochen,
Aus Felsen und Klüften ist hergekrochen
Marokkos aasbegierige Meute
Und stürzt sich zankend auf die Beute.
Dieweil die Hyänen den Fras verschlingen,
Die hungrigen Schakale das Totenlied singen.

Vom Grauen gepackt eilt der Flüchtling ins Weite,
Der Wüstenhund heult ihm ein schaurig Geleite.
Da — in der Ferne verheißt ihm ein Schein
Der Menschen Nähe im Palmenhain.
Ein Lagerfeuer — er schleicht sich heran,
Erreicht die Quelle — o glücklicher Mann!

Erschöpft sinkt er hin und trinkt und trinkt,
Geborgen im Busch in den Schlaf er versinkt.

Er träumt: Am heimatlichen Hügelhang
Läuft er als Knabe dem Bach entlang ....
Doch wie er sich hinkniet, um gierig zu trinken,
Sieht er der Mutter ängstliches Winken ...

Sein Pferd zu tränken, der Quelle sich naht
Ein brauner Reiter auf sandigem Pfad.
Er stutzt, er grinst, er erkennet schon
Am Kleid den Flüchtling der Fremdenlegion.
Er schmunzelt: Ein Fang, es soll mir gelingen,
Ihn lebend dem Oberst zurückzubringen!

Hilf, Mutter! — Da packt ihn mit rauher Hand
Der Spahi, der höhnisch jetzt vor ihm stand,
Beburnust das Haupt, im Arm das Gewehr;
Nicht Rettung noch Hilfe rings umher.
Ohnmächtig spürt er des Lassos Schlingen
Am Pferdesattel zum Lauf ihn zwingen.

Zurück durch die Ebene! — Entsetzliche Qual!
Es brennt wie Feuer das Wüstental.
Auf steinigem Hügel der Posten winkt.
Jetzt fühlt er das Ende, er taumelt, er sinkt,
Ein Glutmeer umhüllt ihn, die Sinne ihm schwinden,
O, könnte er jetzo den Tod nur finden! ....

Auf Stroh, in der Zelle, in Fesseln schwer,
Liegt fiebernd der arme Legionär.
Heut ist Gerichtstag, er weiß es schon,
Ein schimpfliches Sterben, das wird sein Lohn.
Jetzt höret er Schritte, der Riegel knarrt,
Der Puls ihm stocket, das Blut ihm erstarrt.

Vier Fäuste ihn packen, er liegt auf der Bahr,
So bringen sie ihn dem Obersten dar.
Doch eh noch die Schar den Gestrengen erreicht,
Der Kranke aufstöhnt, sich streckt und erbleicht.
Und wie sie gelangt in des Richters Bereiche,
Da sieht der vor sich nur des Deserteurs Leiche.

Ein bleichender Schädel im Wüstensand,
Ein Grab ohne Kreuz am Oasenrand.
Ein Deutscher, ein Schweizer, sie waren sich Freund,
Die Schuld und das Heimweh, das hat sie vereint.
Wie manch einer trauernden Mutter Sohn
Wird wohl noch das Opfer der Fremdenlegion!

Moha.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Arabischen erzählt von Kurt Herold.

Moha, dessen Heimat in einem versteckten Winkel des hohen Atlasgebirges lag, kam durch irgend einen Zufall nach Rabat, der weißen, leuchtenden Stadt am Meere. Zum ersten Male in seinem armen Leben sah er das Meer, vor dessen niegeahnter Schönheit er in stummes Entzücken geriet. Weiter drüben, halbversteckt von den alten Wällen, entdeckte er aber auch das mühselige, bis zum Versagen angespannte Leben armer Existenzen, wie er es in seinen Bergen überall und täglich gesehen hatte. Nur war es hier viel buntscheckiger und wickelte sich in engen, pittoresken und um Luft ringenden Gassen ab. Aber es war etwas Neues, Fremdartiges, sodaß er von dem Wunsch beseelt war, sich in diesem aufgeregten Bienenschwarm zu verlieren, wie einst in den tiefen Wäldern seiner schönen Berber-Heimat.

Während der ersten Wochen berauschte sich Moha im planlosen Durchlaufen der Straßen, der alten Sackgassen mit ihren vielen Winkeln voller Schmutz. Sehnsüchtig betrachtete er mit seinen hungrigen Augen die Menge vielfarbiger Seidenstoffe vor den Buden, die oft kaum größer wie ein Schrank waren. Er liebkoste das kupferne, gleißende Geschirr, beäugte betastend die in Silber getriebenen Dolche und sah stundenlang den Flickschustern zu, die aus alten Autoreifen Sandalen verfertigten. Mit Hochgenuß atmete er den herben Duft des Leders und schlürfte mit bedacht-